

(Nachdruck verboten.)

351

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

„Galt a weng! Bata!“

Der Schormayer blieb stehen.

„Dös is grad recht, daß i di sieh,“ sagte der Lenz, „und jezt möcht i amal wiss'n, wann mir mit anand z' red'n kemman.“

„Vielleicht spata, wann's d' nimma b'uffa bischt.“

„Wo bin i b'uffa?“

„Na, gar it! Stinkst auf drei Schritt nach 'n Bier.“

„Dös is 't wahr!“

„I streit vielleicht mit dir auf da Straß'n? Mach', daß d' hoam kimmst, und schlaf dein Rausch aus! Dös is schö, beim besch'n Wetta bliß'n (blaumachen) und in Wirtshaus hoda, wie'r a Handwerksbursh!“

Lenz schaute den Vater mit aufgerissenen Augen an, und plötzlich liefen ihm die Tränen die Waden herunter.

„Du . . . du willst mi ja it arbet'n lass'n, und hoscht ma 's vor alle Leut g'lagt, daß i a . . . a Lapp bi, hoscht g'lagt . . .“

„Geh jezt zua, und scham di! I red da nix mehr.“

Der Schormayer ging weg und schaute sich um, ob niemand sie beobachtet habe.

Das war noch das allerschönste! Mit einem Rausch am helllichten Werktag durchs Dorf gehen und mitten am Weg einen Streit anfangen. Und doch tat ihm der Bursh wieder leid, daß er sich aufführte wie einer, der ganz aus dem Geleise geworfen war; und es war etwas in seiner Stimme, und auch, wie er so zu weinen anfing, was ihn unruhig machte.

Er drehte sich um und sah, daß der Lenz noch immer auf dem gleichen Fleck stand und ihm nachstierte. Das ärgerte ihn wieder, und er brummte im Gehen: „De b'uffene Sau!“

Lenz ging mit zögernden Schritten heim; aber bevor er an den Hof kam, packte ihn die Scheu, geradewegs hineinzugehen, und er schlich hinter den Stallungen vorbei in die Wagenremise. Hier setzte er sich auf eine alte Kiste und brütete lange vor sich hin.

Es war ihm zunicht, als wenn er nicht mehr auf das Anwesen gehörte, und als wenn hier feindselige und fremde Menschen das Recht hätten, ihn fortzuweisen. Draußen rieselte in allen Furchen das Schneewasser, und starker Erdgeruch drang zu ihm herein. Er fröstelte ihn nicht auf, sondern machte ihn müde und schläfrig. Von der Dachrinne tropfte es in regelmäßigen Pausen, und es war wie eine eintönige Musik zu seinen wirren Gedanken.

Es fiel ihm nur immer wieder ein, daß ihn der Vater zum zweitenmal abgewiesen hatte.

„Er mag it red'n, sagt a. In da Fruah is eahm it recht g'wen, jezt is eahm it recht g'wen; i bi' neamd mehr dahoam.“

Der Kopf sank ihm tiefer, und er schlief ein.

Erst nach etlichen Stunden wachte er auf und fuhr fröstelnd zusammen; als die Sonne hinter den Hügeln verschwand, blies eine kalte Luft über die Felder.

Lenz mußte sich erst besinnen, wie er da in seinen Verfiel hereingekommen war; und alles, an was er sich erinnerte, machte ihn zornig gegen sich und die andern. Einen Tag so dumm verhocht und versaulenz, bloß weil er in der Frühe nicht hatte reden dürfen!

Aber jezt wollt er's herunter haben, was ihn drückte; und gern oder ungerne, der Alte sollte ihn heute noch anhören. Er wollte sich nicht mehr abweisen lassen wie ein Bettelmann, dem man die Tür vor der Nase zuschlägt, und warten außs gnädige Gehör. Am End hatte er doch auch ein Recht, das er behaupten konnte.

Er horchte. Im Hof klangen Schritte, und dann hörte er den Vater rufen: „Christ! Woast du aa nix, wo da Lenz is?“

„Na; i hon an den ganz'n Tag it g'jeß'n.“

Lenz schlich zur Remise hinaus, ging um die Stallung herum und kam nun mit festen Schritten auf das Haus zu.

„Bischt do amal dahoam?“ fragte ihn der Schormayer, als sie nun in der Stube einander gegenüberstanden. „Hoscht dein Rausch ausg'schlafft?“

„I woast nix von an Rausch.“

„No, da red'n ma'r it lang drüba. Aba dös sell sagst d' ma vielleicht, woß dir du ei'bild't? Selm nix arbet'n, an Knecht nix o'schaff'n (auftragen), 's Zeug net beinand hamn, daß mi zuaschlang'n muast, wie d' Nachbarn außs Feld außfah'n. — werd dös de neu Modi auf mein Hof?“

„Da bischt du schuld, Bata.“

„I?“

„Vielleicht woast du dös nimma, was d' ma du gesäntan g'lagt hoscht vor alle Leut?“

„Und desweg'n sauffst du heut umanand?“

„Wann du jogscht, daß i für nix bin!“

„I wer scho wiss'n, woß i sog'n derf; und di wer i no kaam frag'n müass'n. Und moanst du . . .“

„Du derfst aa it all's sag'n . . .“

„Daß mi außred'n, gel! Muast i no fremdli sei, wann d' ma du an Knecht vatreibst, der neun Johr bei mir g'wen is?“

„I hab an Hansgirgl it vatrieb'n.“

„Na du bischt ganz unschuldi. Dem is vo selm ei'g'fall'n, daß a ganga is.“

„Bal a g'sagt hot, daß 'n i vatrieb'n ho, na lägst a. Soll a hergeh', und soll ma dös in 's G'sicht eini sag'n, bal a fo. Der Leutverheha!“

„Der hot it g'hest und hot nix g'lagt. Aha gar so alt und so dumm, wie's d' mi du gern hält'scht, bin i halt no net, und seh'n thuar' i aa no, und durch dös woast i, daß da Hansgirgl bloß weg'n deina ganga is.“

„Ander Leut seha'n aa, Bata, und kinnan g'saab'n, daß da Hansgirgl weg'n wos andern nimma bleib'n hot mög'n.“

„Weg'n wos?“

Lenz zuckte die Achseln.

„Allesammete packt it an jed'n.“

Der Schormayer hatte in der Erinnerung an den Nachmittag ruhiger geredet, aber jezt fuhr er wieder zornig auf.

„Wann du woz zum sag'n hoscht, nacha kimm net vo hint' uma, und bring' bei Sach für! De vastedt'n G'sicht'n hamn bei mir gar foan Werth.“

„Es is it leicht, vo so was red'n.“

„Na muast d' gar nix sag'n, aba so hoamli muast d' aß it o'bringa woll'n.“

Lenz gab sich einen Ruck und sagte dann, indem er es vermied, den Vater anzuschauen. „Es is wöhr! Amal muast g'redt wer'n, und i bi ja desweg'n kemma.“

„No anha damit!“

Der Schormayer stellte sich ans Fenster mit dem Rücken gegen seinen Sohn, und so war der eher instand, alles vorzubringen, was er sich die langen Tage her ausgedacht hatte.

„Siehst d', Bata, a so geht 's nimma um. D' Leut veracht'n ins . . .“

„Wen?“

„Uns all mitanand, weil . . . weil . . .“

„Red no weita!“

„Weil 's amal a Schand is, und so dumm san d' Leut it, daß i' dös it mirfa, z'weg'n was d' Zengi üba Liachtnes bleib'n hot derfa . . .“

Der Schormayer drehte sich halb um und fragte ruhig: „Woß is denn dei Meinung, z'weg'n wos de bleib'n hot derf'n?“

Lenz stockte und wandte den Kopf nach rechts und links und zog sich den Gendringez weiter und sagte dann:

„No ja! I'weg'n dem halt . . .“

„Daß du gar so g'schamig bischt, und sagst zu mir it dös nämtli, wie zu de Leut?“

„I ho no nix wos g'redt üba dös.“

„Woher woast na du, daß a G'redt umgeht?“

„Dös sog'n oan d' Leut, ohne daß mi fragt.“

„No also, wos sag'n i' denn?“
 „Daf . . . daf du 's hocht mit da Benzi.“
 „Und du glaabst dös aa?“
 Benz zuckte die Achseln.
 „I muaf 's scho glaab'n. Du hocht d' as ja it g'laug'n, wia dir 's d' Urschula fürg'hebt hot!“
 „Na, i ho 's it g'laug'n.“
 „Es dös na foa Schand it, daf du so oane im Haus haltst?“
 „I halt i' net a'weg'n dem. Ja, da muafst du it lacha! Dös steht dir gar it o, daf d' mi du o'bledest (die Zähne zeigt)!“
 „Da soll ma'r it lacha. Damal hocht d' as, und 's andermal hocht d' as it!“
 „Bal mir mit anand red'n soll'n, thua mi net Lüag'n straffa. Sinscht hamm ma glei ausg'redt!“
 „Ja no, na hör i halt nimma richti.“
 „Wiss'n thuast d' niz, und ei'bild'n thuast da z vui!“
 „Wos is da no zu'n ei'bild'n?“
 „Ja sag da jest dös, und du fo'scht as glaab'n oda it, dös is dei Sach: i ho oamal im Rausch a Dummheit g'macht, und es fo sei, daf 's mi danach net g'frent hot. Heba dös gib i dir foa Rech'nischast; aba mit dem oamual is 's aus g'wen.“
 „Dös laht si denga!“
 „Du brauchst as net glaab'n, und brauchst net so zahna (spöttisch sein)!“
 „Für so dumm muafst d' mi na do scho it o'schang'n! I'weg'n wos hätt'scht du nacha dös Mensch als Köchin her tho und hocht d' as üba Niachtmeh g'halt'n?“
 „Dös hat an andern Grund.“
 „Aha!“
 „Gar niz aha! Weil 's mi g'frent hot, hab i i' g'halt'n; weil 's mi g'frent hot, is i' in da Kuch'l; und bal 's mi freut, nacha geht i.“
 „Und weil 's di g'frent hot, bischt d' mit ihr im Holz draußd a' sammlemma.“
 „Bischt du dös inne wor'n? Do schaug her! Gon i an Schpion im Haus!“
 „Dös hamm scho d' Holzknacht vazählt und hamm di brad dablect (verspottet).“
 „Fremde deut fon i 's net vabiat'n, aba du reizt 's Mäu it auf geg'n meina!“
 „I sag da 's g'rad, daf d' siehst, wia'r i all's woaf.“
 „An Dred woafst!“
 „Ja, dreckig is 's, do hocht recht!“
 „Ah! Bischt du a Pfarra dazua zu'n Schpion?“
 „Du muafst ma'r it all's sag'n, Bata! Mi geht 's a fo durch'n Kopf, daf i mi nimma auskenn!“
 „Bischt d' vielleicht no b'uffa?“
 „Na! B'uffa bin i gar it! I woaf grad, daf dös nimma sei derf, daf du a Quadaleb'n fährsch mit dem Schlamp'n, und i leid 's nimma!“
 „Kimm'scht wieda mit de Schandarm?“
 „I brauch koan. I wer scho selm firti mit dem Sadern!“
 „Trau da! Du Rausbua, du niziga! Nühr g'rad an Finga, sag i, und du flachst (liegst) draußd auf da Straß'n.“
 „Dös sog'scht du zu mir? Und thatst dir it Sünd'n fercht'n? Und thatst 's D'ent'n it fercht'n vo da Muatta?“
 „De muafst i z'erischt schama mit dir, du Tagdiab!“
 „I künnt dir aa Nama geb'n, Bata!“

(Fortsetzung folgt.)

14]

Lügen.

Von Gustaf Janson.

„Dieser Krieg unterscheidet sich kaum merkbar von anderen,“ fing der Verwundete wieder an. „Der innerste Kern in jedem Krieg ist unveränderlich. Dieser ist ungefähr aus derselben Veranlassung angefangen, wie heutzutage jeder Krieg. Keine ideellen Gründe. Als ob man im zwanzigsten Jahrhundert um etwas anderes kämpfte, als um einen Markt zu erobern. Glaubst Du, daf es uns glückt? Was haben wir bis jetzt gewonnen? Dafeim werden die Fabriken und Werkstätten geschlossen, die Ersparnisse verschwinden, der Kredit nimmt ab. Der Export nach dem Orient, unserem größten Markt, ist gestoppt. Da unsere Waren keine Käufer mehr finden, lohnt es sich auch nicht mehr, welche zu fabrizieren. Aber in den Zeitungen, die wir hier zu Gesicht bekommen, wird immer nur vom Enthusiasmus der Bevölkerung für den Krieg gezelet.“

Del Ponte, glaubst Du an den Enthusiasmus der Arbeitslosen? Ihre Frauen und Kinder, ihre alten Eltern hungern und frieren. Warum? Weil es Krieg ist. Und doch nimmt das Kriegsfieber zu. Wie nennst Du das? Lügen . . . nichts als Lügen, antworte ich.

Wir lügen. Es ist uns gelungen, dem Ausland die unrichtige Vorstellung beizubringen, daf der Krieg populär ist. Wir haben einen Fehler begangen, und wir verleugnen das. Wenn man einen Krieg anfängt, geschieht es immer auf einer Grundlage von Lügen. Würde man die Wahrheit sagen, gäbe es keinen Krieg mehr. Der Krieg ist Lüge, in seinen Ursachen, in seiner Ausführung, in seinen Wirkungen. Man mißt ja seinen Erfolg nicht nach dem direkten Nutzen für sich selber, sondern nach dem Schaden, den man dem Gegner zufügt.

Ich langweile Dich wohl nicht, Del Ponte? Du darfst es mir nicht abblagen, mir zuzuhören. Ich will reden . . . muß reden . . .

Sieh dich, was gerade jetzt in der Welt vor sich geht. Mit hysterischer Eile denken alle Nationen immer nur ans Rüsten. Sie rüsten für den Krieg, der ihnen als unvermeidlich gilt. Hörst Du wohl, unvermeidlich!

Glaub' mir! Ich sehe klar, ich weiß, die Rüstungen sind die Ursache des Krieges. Wenn die Nationen nicht rüsteten, würde es nie zu dem furchtbarsten Kriege kommen. Also, die Versicherungen, daf man für den Frieden rüstet, sind Lügen, im besten Fall Selbstbetrug. Aber was enthält denn dieses hysterische Rüsten, das die Nationen zwingt, ihre Hilfsmittel für das Unfruchtbare von allem zu opfern? Mißtrauen und Furcht. Meinen Nachbar, dessen Eisenbahnen über meine Grenze hineingehen, dessen Schiffe meine Häfen anlaufen, mit dem ich in ununterbrochener Geschäftsverbindung stehe, diesen Nachbar hab ich im Verdacht, mich überfallen zu wollen. Seine Gründe? Natürlicherweise einen Teil meines Landes zu erobern und einen größeren Kriegschadenertrag zu erpressen.

Ist es wahrscheinlich, daf mein Nachbar das tut?

Damit er es wirklich könnte, muß ich natürlich davon ausgehen, daf er kein Ehrenmann ist. Ein anständiger und loyaler Mitbürger überfällt und plündert keinen schuldlosen Nachbar. Eine Nation, die auf Ehre hält, tut es ebensovienig . . . Du schüttelst den Kopf, Del Ponte, machst ein ungläubiges Gesicht. Du denkst natürlich an den Eigennutz, die Mißgunst und all die unzähligen schlechten Leidenschaftlichen, die nach der Ansicht der meisten Leute fastlich die Welt regieren. Ich leugne keineswegs, daf sie mit einwirken. Aber ich bestreite, daf einzig und allein die schlechten Triebe einer Nation hinreichend sind, um einen Krieg hervorzurufen.

Wir wollen die Fragen der Reihe nach durchgehen.

Geseht, eine Nation ruft Tag für Tag mit ihren Tausenden von Stimmen dem Nachbar über die Grenze zu: Du bist nicht ehrenhaft, Du sinnst darauf, mich im Schlaf zu überfallen; was wird die Folge sein, glaubst Du? Anfangs zuckt der im Grunde ehrenhafte Nachbar die Schultern und kümmert sich nicht um die Ruße. Aber wenn sie sich immerwährend wiederholen, wird er zum Nachdenken gezwungen. Irgend etwas liegt unter diesem Geschrei, sagt er zu sich selbst. Und da er weiß, daf seine Gedanken ehrenhaft und seine Absichten rein sind, ruft er zurück: Lügen! Der erste Schreihals hat sich schon so in Hitze gebrüllt, daf er nicht länger seine Worte wählt, er steht an der Grenze der Hysterie. — Es ist entsehrlich, Del Ponte, wenn die Völker hysterisch werden. Sie begehen dann Handlungen, die sie bitter bereuen müssen, Handlungen, die sich nicht verzeihen lassen. — Gut, jetzt ist das Gesank im Gange. Die Zeitungen beschäftigen sich mit der großen Frage, die nie eine Frage geworden wäre, wenn sie sie nicht dazu gemacht hätten, die Broschüren kommen. Die Gemüter geraten in Wallung, die Leidenschaften flammen auf. Und alles mündet in ein einziges Wort aus: Rüstungen. Jetzt lautet die Anklage: „Das ganze Nachbarvolk, mit dem ich täglich Geschäfte mache und in ständiger Verbindung stehe, ist unehrenhaft, vom Herrscher des Landes bis zum Bettler an der Kirchentür. Sein einziger Gedanke ist, mich anzufallen.“ Der Nachbar, der am liebsten gesehen hätte, daf die Sache bei einer verhältnismäßig unschuldigen Zeitungspolemik geblieben wäre, halt die Häufte. Er hat im glücklichsten Fall niemals an diesen Krieg gedacht. Aber da er immerfort davon reden hört, brennt er sich in sein Bewußtsein ein. Warum nicht? fragt er sich, falls er der Stärkste von den beiden ist. Und dann fügt er hinzu: „Ich habe mich ehrenhaft und korrekt betragen, niemals Veranlassung zu solchem Mißtrauen gegeben. Und gleichviel, ob ich jetzt den Schreihals anfallt oder nicht, ist meine Lage dieselbe. Sie wird sogar schlechter, wenn ich ihn nicht angreife, man würde es mir als Schwäche, vielleicht als Furcht auslegen.“

Laß uns einen großen und einen kleinen Staat in dieser Situation denken. Bei dem kleineren wird plötzlich der Ruf erhoben, um eine Verlängerung der Wehrpflicht, eine Vergrößerung der Flotte, was weiß ich, zu erzwingen. Die Rüstungseiferer setzen ihren Willen durch, die Nation schiebt die eine oder andere notwendige Reform auf, und der Nachbar beobachtet mit steigendem Mißtrauen die hitzige Bewegung. Er fragt sich, was liegt eigentlich dahinter? Die Antwort bleibt aus, das Ganze ist ein endloses Gewirr von falschen Hoffnungen und betrügerischen Wünschen. Der Nachbar, gegen den sich das Rüsten richtet, pariert den Stoß, indem er ein Armeekorps gegen die Grenze vorzieht oder doppelt so viele neue Panzerschiffe baut. Falls er es nicht vorzieht, das Gewirr, das ein anderer versügt hat, mit dem Schwert zu durchhauen.“

Doktor Del Ponte nicht still. Die Ueberzeugung, mit der Pietro sprach, machte Eindruck auf ihn.

„Wenn ich mich recht erinnere, hast Du einmal eine Abhandlung über die Funktionen des Gehirns geschrieben. Was sagst Du von dieser Massensuggestion, die in kürzeren oder längeren Zwischenräumen die zivilisierte Welt heimsucht? Wo liegt der psychologische Erklärungsgrund zu diesem in unseren Tagen so äußerst häufigen Phänomen?“

Der Doktor zuckte die Schultern.

„Meine Abhandlung wurde gehörig heruntergepöbeln. Gott hab' sie selig. Ich bin jetzt Militärarzt und habe weiter keinen Ehrgeiz mehr. Was den Massenhypnotismus betrifft, ist die Frage noch nicht völlig aufgeklärt. Ich will Dir nur eine Sache sagen, Fontanara. Du hast von Deinem Standpunkte aus mehr recht, als die Rüstungseiferer von ihrem. Aber das bedeutet an und für sich sehr wenig, falls Du nicht eine genügende Anzahl von dem größeren Wert Deiner Ansicht überzeugen kannst, sie mit anderen Worten allgemein zugänglich machst.“

„Ja, aber meine Ansichten sind weder neu, noch geheim. Alle kennen sie. Ich verlange nur, daß jeder ehrlich und vorurteilsfrei denken soll.“

„Dann verlangst Du zuviel.“

„Glaubst Du?“ rief Pietro mit wirklicher Angst.

„Ruhig, Fontanara, ruhig!“ warnte der Arzt.

„Ich verstehe“, was Du meinst. Die Lügen hindern die Völker am Gehen. Man hat sie ja glücklich so weit gebracht, daß sie das, was ihnen am meisten schadet, am eifrigsten hegen und pflegen. Es ist ein rührender Anblick, alle diese Aufopferungen, denen sich die Nationen unterziehen, um den Krieg beizubehalten. Man rüstet ununterbrochen für den Frieden, und die Folge davon wird, daß man früher oder später vor dem Kriege steht.“

„Was suchst Du unter Deinem Kopfschmerz?“

„Mein Notizbuch. Ich sagte vorhin, der Kern des Krieges wäre Lüge. — Danke, Del Ponte! — In diesem Buche hier habe ich einige Beweise für meine Behauptung gesammelt. Die erste Frage ist, wie kann man erlauben, daß ein Krieg geführt wird? Ja, ganz einfach, weil niemand, nicht mal die, die selber daran teilnehmen, wissen, was der Krieg ist. Sieh nicht so erstaunt aus, Del Ponte, es verhält sich so. Man hat eine Reihe von Lügen über den Krieg zusammengedichtet, man hat darin von Mut, Tapferkeit, Ehre geredet. . . den ganzen Reichtum der Sprache an großen Worten und klingenden Phrasen erschöpft. Und die Völker glauben an diese Lügen oder bilden sich ein, es zu tun, was aus eins herauskommt. Aber das Sonderbarste ist, daß, sobald man einen Soldaten nach seiner Ansicht über den Krieg fragt, so hat er eine Antwort für die Gebildeten oder die Vertreter der Behörden und eine ganz andere für die Kameraden im Glied. Sieh, Benedetti, der am selben Tage fiel, als ich verwundet wurde, sagte: „Was Krieg ist? Läufe, nichts als Läufe.“ — Aber, glaubst Du, er hätte das einem Zeitungs-korrespondenten geantwortet, einem Offizier oder sonst einem beliebigen Herrn? Nein. Ein anderer Kamerad, Rapagnotti, ein mürrischer und verschlossener Kaufbold, gab mir auf dieselbe Frage zur Antwort: „Hungern“. Dabei aß er dreimal soviel, wie irgend-einer von uns. Das Rechtswürdige war, daß er sein ganzes Leben hatte hungern müssen und es gewohnt war, aber plötzlich ein richtiger Freßer wurde. . . als Soldat in Afrika. Und wie diese beiden Unzufriedenen prahlten alle gegenüber den Außerhalbstehenden weit und breit mit dem Kriege, mit ihrer Begeisterung dafür, mit Angriffen und Gesechten, mit Kampflust und Todesverachtung. Sie haben eine Menge Phrasen gelernt und benutzen die als Antwort. Aber sie lügen nicht bewußt. Und nach dem Kriege, wenn sie freie Männer sind und vor keinen unangenehmen Folgen bange zu sein brauchen, werden sie in derselben Weise dabei bleiben. Das ist ein Beweis von Mut und Mannhaftigkeit, womit sie sich und ihr Land ehren. Glaub' mir, dieser Rapagnotti, der Bauer, dem die Sache so wider die Natur geht, daß er bisweilen vor Anlust nicht zurechnungsfähig ist, wird späterhin die Hand aufs Herz legen und ehrlich antworten, daß der Krieg seine schönste Zeit gewesen ist.“

Du zuckst die Schultern, ungebildete, kritiklose Soldaten, meinst Du. . . Du kannst überzeugt sein, daß es sich mit den Offizieren genau so verhält. Nach dem Frieden, wenn die Wunden geheilt sind, und der Krieg eine Episode in ihrem Leben ist, werden sie nur die Kraftentwicklung, die Spannung des Abenteurers, das Verlodende der Gefahr, den Siegestrausch erinnern. Alles andere ist vergessen. Das bange Warten der langen Nächte, die Nervosität, die heimlichen Triebe, die losgelassenen Leidenschaften, die Wunden, die Krankheiten und der ekelhafte Schmutz, der für viele von ihnen wohl das Schlimmste von allem war. Die Menschen sind sehr schwach, Del Ponte, sie sagen lieber das, was man von ihnen verlangt, als die Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Neue Belletristik.

In der Sommer- und Reisezeit erhält der dickleibige Roman in den Novellenbänden eine starke Konkurrenz. Man darf diese kleinen Geschichten nicht mit der durch Flachheit oder fauligen Geruch gekennzeichneten Bahnhofslektüre verwechseln. Wie der heutige Roman in seinen guten Vertretern — ich spreche nicht von der

Massenfabrikation gerissener Spekulanten — dem Geistigen und dem Kunstwerk zutreibt, will auch die heutige Novelle mehr als Unterhaltung. Eine Anzahl dieser Gedanken- und Ideenobelletenbücher habe ich aus dem Stolz neuer Belletristik herausgepickt. Sie bemühen sich alle um eine sichtbare Kunstform, sie haben das zentripedale System, daß heißt, sie treiben einem Mittelpunkt zu, statt daß sie auseinander treiben und reichen einen Kern. Diese Eindampfung, Konzentration, das Extraktive schließt sich gerade in den Ferien besser, als der zentrifugale Roman, ohne daß wir dabei etwa intellektuell verkürzt würden.

So glaube ich ist der spezifische Gewinn aus dem Novellenband „Umwege“ von Hermann Hesse, Verlag S. Fischer, Berlin, nicht geringer, als etwa der aus des Verfassers naturbelebten umfangreichen Romans Peter Camucius oder eindringlichen Erziehungsbuches Unterm Rad. Alle die Vorzüge dieser gewürdigten Bücher: die schlicht-natürliche Redeweise in einer an den späteren Goethe und Keller gereichten, klaren, männlich bestimmten Prosa, die innere Harmonie von Seele, Landschaft und Stimmung, nicht zuletzt eine durchleuchtende Sittlichkeit, die wohl hier und da etwas steife und pedantisch gefärbt ist, doch nie die moralische Tendenz aufdringlich unterstreicht, vielmehr den denkenden Leser selbst die ethischen Schlüsse ziehen heißt, finden sich auch in den Erzählungen. Sie werden uns besonders wert als Gegengewicht gegen die Verrentungskünste der kulturermüden Artisten, die schillernden Stil-Nesteten und Stil-Athleten, die gefinnungsschwitzenden Bildungsproben und Heilsprediger, diese stillen, abgeklärten, geistig gestützten Lebenswegweiser, die Hermann Hesse unter dem Generalnamen Umwege vereinigt hat. So geheißen, weil der Dichter auf Umwegen seine Menschen zum Ziele führt, für das sie ursprünglich geschaffen und bestimmt waren. Groteske, lächerliche, gefährvolle, verbrecherische Umwege oft, und das ersehnte Ziel, das die von dunklen Schicksalsfäden gelenkten Lebenswanderer auf stolzem Berggipfel erträumten, ach! wie oft lag es zuletzt im iden Nebel des grauen Alltags, in den wahrhaftigen Wiesen des Flachlandes, gar am Rande eines Sumpfes! So ein Labibid zum Beispiel muß Barbier werden, weil er eben dazu und nicht zum Notar, wie man wollte, in seinem Urwesen bestimmt war. Und ein Vater Matthias, der das Doppelleben eines Mönches und eines Lebemanns führt, muß erst an den Rand des Verbrechens geführt werden, ehe er erkennt, daß sein Ziel der bürgerliche Ehegatte ist. Der junge Weltverbesserer Reichard muß erst absonderliche Irwege als Iodener Asket und hygienischer Erlöser gehen, ehe er seiner Braut versprechen kann, daß er auch als Nichtvegetarier in Zukunft an der Heilung des sozialen Zeitelends mitarbeiten will. Hesse findet mit aufmerksamem Blick jedesmal das Geseh, unter dem so ein scheinbar nur durch Zufälle geleitetes Leben steht. Er lehrt den Glauben an das Ich und seine Kräfte. Das ist das erhellende Einheitsliche dieses guten Buches. Das unerfreulich Einheitsliche ist, daß alle Erzählungen prompt mit Verlobung enden. Dieser schematische Ausklang mit Aussicht auf legitime Volksvermehrung wirkt fast komisch.

Satirischer gefärbt sind die von Schnitzlers Geist und Schnitzlers Betrachtungsweise des Lebens befruchteten Novellen: Die plötzliche Insel des Wiener Autors Ludwig Hirschfeld (Zenion-Verlag, Leipzig). Sie variieren alle mehr oder weniger das Thema Geschlechtlichkeit und Liebe in einer scharmanten und nachdenklichen Weise. Allerdings gefallen sie sich dabei in absonderlich konstruierten Situationen, die die gewandten großstädtischen Lebensspieler zu einem plötzlichen Abwerfen der Maske der Konvention und Gesellschaftsheurchelei zwingen. Freilich ist hier bei Hirschfeld der Beweis, daß der so selbstbenutzt getragene „Kultur-lad“ jämmerliche Nisse bekommt, sobald nur eine Art Straflosigkeit und gesellschaftsrichterliche Beobachtung außer Sicht sind, nicht in ein tragisches Ethos gehüllt, ein ironisches Lächeln nur begleitet die betrübliche Tatsache. Im Falle der Gefahr fallen die anstehenden Tugenden, wie Nietzsche den zivilisierten Menschheitsverlehn nannte, hinterher geht man beschämt auseinander. Hinterher, wenn sich das Rettungsboot mit der Mama, den Tanten, den alten galanten Herren, den Neurassthenikern, den Sportstreikern, den süßen Mädchen und korrekten Halbjungfrauen der Insel nähert. Und dann erzählt das Buch neben den Abenteuern der Lebensspieler von unglücklichen passiven Mitspielern des Lebens, die nicht wissen, daß Erlebnisse, Liebe, abenteuerliche Dinge einem nicht auf geradem Wege entgegenkommen, sondern den Nichtahnenden vielmehr hintertäuschen, unvorherbereitet zu überfallen pflegen. Wenn derart melancholisch-weltmännlich-philosophische Glossen über Junggesellenmoral, zur Ethik des Abenteurers, zur Optik des Naturafertienreisenden, zur Taktik des berufsmäßigen Frauenverführers, zur Mühsiggangsfelle des Genußmenschen eine willkommene Ferienkost bedeuten, der ist bei Ludwig Hirschfeld gut aufgehoben, denn er findet nicht nur die Seifenblasen des Fiktirs, sondern, wie bei Schnitzler, eine reizvoll verstehende Weltbetrachtung.

In den Skizzen: Die Inäherne Hand von Karl Hans Strobl, Verlag Georg Müller, München, spukt der Geist E. Th. Hoffmanns. Dieser irrlichterierende, auf das Straußige, Geheimnisvolle, Unerklärliche gerichtete Geist geht ja überhaupt in unserer Literatur heute wieder stärker am als je. Man denke nur an H. H. Ebers letzten Roman oder Gustav Meyrinks helleuchtende Bilder, auch an Hermann Bangs letzte Novellen. wo das Gespenstische Dirigent der Geschehnisse ist. Eine Atmosphäre des Haarsträubenden umweht auch K. H. Strobls Novellenreihe, jedoch es ist

das Verdienst dieser neuen „Gruselgeschichten“, daß das Meta-physische sich mit modernem Geiste paart und die Frucht solcher Paarung eben kein bloßes Schauerprodukt mehr ist, sondern die Zusammenhänge rätselhafter Erscheinungen bloßlegt. Mit einer erfräunlichen Beobachtungsschärfe sind hier psychische Prozesse mit folgen-schweren Konsequenzen verknüpft, wie z. B. ein Werd im Dämmerzustand geschehen kann, wie ein Mensch auf Grund seiner Nervenbeschaffenheit, gleichsam von Geisterhand getrieben, einem herrlichen Befehle folgt. Die Erzählungen behandeln fast ausnahmslos die Einwirkung solcher Geisterstimmen und Geistererscheinungen auf verschiedene sensible Personen und wie sich durch solche für einen Dritten nicht wahrnehmbare „Gesichte“ ihr Schicksal erfüllt. Ueberall aber spielt das Natürliche, das Erklärliche, das durch Umstände und Verknüpfungen logisch Bedingte mit herein. Der Verfasser geht nicht auf Verwirrung aus, sondern er zeigt in einem knappen, ich möchte beinahe sagen, naturwissenschaftlichen Stil und ohne die Arabesken einer phantastischen Verschönerung, wie solch ein scheinbar verwirrter Geist im Grunde helllichtiger und hellhöriger ist, als der Normagesunde.

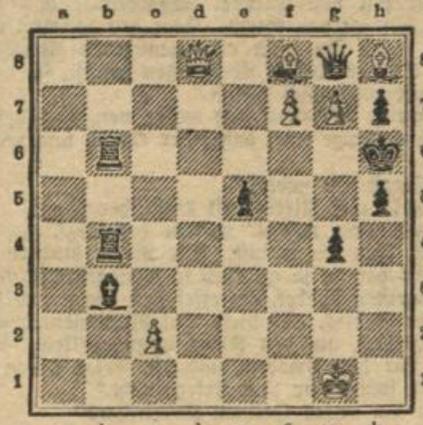
Musikergeschichten. Der 38. Band der trefflichen Gausbücherei der Deutschen Gedächtnisstiftung wird viele Freunde finden. In sorgfältiger Ergänzung und Gegenüberstellung der feilschen und zünftlerischen Charakteristik bietet er ein Vierblatt von Musikantengeschichten, das zu dem Besten und zugleich Amüsantesten gehört, was dieser so leicht in Sentimentalität und idealer Phrasologie ertrinkende Zweig der Literatur in letzter Zeit produziert hat. Da ist der warmblütige, von tiefster Liebe zu den großen Meistern der Tonkunst erglühte **Carl Söhl**, der in seiner Novelle „Eroica“ (zugleich ein Stück Selbstbiographie) eine auch nach Wagner noch genießbare „Pilgerfahrt zu Beethoven“ aus dem Munde eines armen, musikalisch interessierten Dorfschulmeisterleins in den Farben echter, weil naiver Romantik ausmalte. Nicht in dem gleichen, unmittelbaren Verhältnis zur Musik stehen die Verfasser der mittleren beiden Erzählungen, **Schmidt Bonn** in „Musikantentod“ und **H. G. Bartisch** in einer „Altwienergeschichte“. Schildert Löhle den Musiker als Individuum, als „Solisten“, so sehen wir ihn in dem tragischen Landstrafenbild Schmidt Bonn's mehr als Ensemblespieler des Lebens, in der Herde der namenlosen Proletarier der Kunst, der vagabundierenden Betteltroubadoure der Märkte und Gassen, doch nicht als Herdentier. Auch hier ist das Musikalische in ihm noch das „Goldische“ und die sieben niederdeutschen Wandergesellen, zwischen die der „große, starke, lachende achte Bruder, der Tod.“ tritt, haben zuviel eigene Sinnesart und persönliche Farbe, als daß sie Duzentypen wären. Bartisch zeigt sich in der sorgfältig filigranierten Miniature aus der intrigantischen Altwiener Metternichzeit als der Meister lebensfroher, aus den Quellen halb esqaisch betrachtender, halb humorvoller Naturphilosophie gespeister Stimmungskunst. Die Musik ist es, die einem vorwärtlichen Diplomatengehirn über die fast berechnete Interessenvollstätt hinwegtröstet. Der vierte Mitspieler in dem interessanten Quartett ist **Ernst v. Wolzogen**, der in der Schürze „Der Mühnerflügel“ die Noten moderner Realistik spielt, verzieht mit grotesken Untertönen, nicht minder strahlend leuchtet aber auch hier die Apotheose der Musik auf. Allen denen, die die gleiche große, heimliche Liebe zur Musik im Herzen tragen, wird der Vierklang dieses Bandes freundlich erklingen.

Andere, ernstere, schmerzlichere Töne sind es, die **Felix Freiherr von Stenglin** in seinem Buche: **Arme Sünder** (Verlag Vita, Deutsches Verlags-haus) anstimmt. Es ist der Roman eines Fürsorgezöglings, der nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch die Schuld der Gesellschaft der Reim dieses grauen Hauses überliefert wird. In das Elend hineingeboren, muß der arme Junge alle Stationen sozialer Not durchlaufen, und immer wieder führt sein Weg in die furchtbare Anstalt zurück, die Seelen mordet, statt sie dem Glücke zuzuführen. Es muß dem Verfasser hoch angedreht werden, daß er sein Elendsbild nicht mit den Farben schreiender Moritatendogen malte. Er blieb durchweg bei der Sache und zeigt Ursache und Wirkung mit sozialem und psychischem Verständnis. Wie der Hunger das unglückliche Proletariatskind schuldlos zum Diebe macht, wie die Ungerechtigkeit der Welt sein Herz verhärtet und sein Rechtsbewußtsein rachsüchtig aufbläht, wie das böse Beispiel im Fürsorgehaus die guten Keime tötet, wie Verführung, Gemeinheit und Noheit ihn sittlich verwahrlosen lassen. Denn bei den Leitern der Anstalt findet sich kein pädagogischer Geist, keine Milde, nur Haß und Unteroffiziersion. Grimmtiger Haß gegen die Vorsteher weckt verbrecherische Triebe. Es gibt bei dieser Methode keine Besserung. Flucht aus der Mutteranstalt ist stets das Ende, Wiederergriffung, Prügelstrafe. Immer mehr fühlt sich der Fürsorgezögling als Ausgestoßener, denn das Fürsorgehaus war keine Rettung, es war ein Martyrium und ein Püßl antisozialer Gewaltregimes. Soweit der Verfasser dieses Antisoziale zeigt, erweist er sich als guter Kenner der faulen Dinge im Staate der Humanität, leider aber gerät er zuletzt in das „Schwammwasser passiver Idealismärei, die sogar den bösen Quäler der Zöglinge entkündet und als unglücklichen Mann hinstellt. Und das Opfer sozialen Elends, den Fürsorgezögling, läßt er zuletzt einen korrekten Untertan werden, ein Bestaal, tritt in die Erscheinung“ der trügerische Weinnachtsbaum erstrahlt in Frieden, das Wort Pflicht leuchtet im Transparent und da Gott die Bußfertigen stets belohnt, wird der arme geschlagene, dem Verbrechen zugewandene,

in Sünde und Schmach getauchte Junge zuletzt selbst Lehrer und Vorsteher in Grünthal, und ein Eden erblüht dort, wo die Krute herrschte. Dieser unwahrscheinliche Schluß verläßt den Boden realen Schauens und schmeckt nach Familienblatt. E. V.

Schach.

Unter Leitung von **S. Alapin**.
D. Przepiora.



2 ♣ (♠-♞ ♠)

Schachnachrichten. Am 19. August beginnt in Wilna das Turnier russischer Meister. In quantitativer, teilweise auch qualitativer Hinsicht marschieren im Schach Russland gegenwärtig voran. Unter den Teilnehmern begegnen wir Rubinstein, Niemzowiz, Bernstein, Alschin, Janowski usw. Wenn auch nur national, verspricht das Turnier stärker als manches internationale zu sein.

Spanische Partie.

Ans dem Turnier zu Pöstjan.
S. Alapin **P. Leonhardt.**

1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. Lf1-b5 a7-a6
3. Sf6; 4. De2! a6!
5. La4 führt zur selben Variante.
4. Lb5-a4 Sg8-f6
5. Dd1-e2!

Def: den Be4 (5. 0-0 wäre ein Gambit) und droht somit durch gelegentlichen Abtausch auf c6 den Be5 zu erobern.

5. b7-b5 *
- Amf Le7 folgt c2-c3 nebst d2-d4.
- Bei 5. Le5; 6. LxS, d6;
7. SxS, Dd4; 8. Sd4, La7; 9. Sc3 geht ein Bauer verloren.

6. La4-b3 Lf8-c5
7. a2-a4 Ta8-b8
7. b4; 8. LxT7? zc.
8. a4xb5 a6xb5
9. Sb1-c3
- d2-d3! nebst Le3 oder Lg5 ist härter, um sich noch die Wahl zwischen Sbc3 oder Sbd2 zu überlassen.
9. 0-0!

10. Sc8-d5
- Nicht gut wäre 10. Sxb5? wegen
10. d5!; 11. ed5, e4 mit überwältigendem Angriff.

10. d7-d6
- Besser der Ausgleich mittelst
10. SxS; 11. LxS, Sd4;
12. SxS, LxS zc.

11. d2-d3 Lc8-g4
12. Le1-g5 Sc8-d4
13. Lg5xf6

Nicht das stärkste, wie die geistreiche Parade des Gegners zeigt.

13. Tb8-a8!

Als Rettung aus Not ist der Zug sehr schön. Aber nur deshalb die Partie mit einem „Schwammwasser“ zu krönen, wäre doch wohl etwas übertrieben. Denn die Verdienlichkeit des Juges besteht nur darin, daß Schwarz das Damenopfer des Gegners (1) gesehen hat; obendrein war es schon früher (bei uns) veröffentlicht! . . . räuml. 13. gxf6?; 14. SxS!

LxS; 15. Sc6 und Weiß gewinnt die Dame mit einem Figurengewinn zurück.

14. De2-d1
- Weiß wollte einer Remisgefahr bei 14. Txf1, DXT; 15. Dd1, LxS (15. . . . SxL; 16. Le7, Te8; 17. cb3, c6; 18. Sd7 ist für Weiß günstig); 16. g3, g6; 17. Sxf6?, Kg7 zc. ausweichen.

14. Ta8xa1
15. Dd1xa1 Sd4xb3
16. c2xb3

Auch hier wich Weiß dem Remis mit 16. LxD!, SxD; 17. Le7, Te8; 18. Kd2, Sxc3; 19. KxS, LxS (c6 kann mir Sxc6 beantwortet werden); 20. g3, c6; 21. Lxd6, LxL; 22. Sc3 zc. aus. Das Gewinnen einer Partie, nur weil der Gegner gewilliam Remis vermeidet, pflegte sie des Schönheitspreises unwert zu machen.

16. g7xf6
17. b3-b4 c7-c6
18. b4xc5 c6xd5
19. c5xd6 Dd8xd6
20. 0-0 f6-f5
21. Tf1-e1 f5xe4
22. d3xe4 d5-d4
23. Da1-a5 Dd8-c5
24. Da5-d2 f7-f6
25. Te1-c1 Dc5-b6
26. b2-b4 Dd6-b7
27. Sf3-e1 Lg4-e6
28. f2-f3 Le6-c4
29. Se1-d3?

Diese Uebereinstimmung wegen Zeitnot (beim 29. Zuge) ist das entscheidende große Versehen. Wenn Weiß mit dem gegebenen Zug Ta1 zuerst die offene Turmreihe deckt, ist die Partie Remis. Der „Schönheitsprei“ ist ihm daher, daß Leonhardt keine bessere Gewinnpartie aufweisen konnte und man ihn nicht leer ausgehen lassen wollte.

30. Tf8-a8
31. Sc5, Dg7; 32. Sd3?, Ta2; 33. Sb2, Da7; 34. Kh1, Da3; 35. Te2, Txb2! und Schwarz gewann nach einer Reihe von Zügen.